



Abend-

Zeitung.

184.

Dienstag, am 3. August 1830.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler [Th. Hell.]

Fragment eines Briefes aus Dresden
vom 3. August 1840.

Seit 10 Jahren hatte ich Dresden nicht gesehen. Wie bedeutend vergrößert, vielfach verschönert ich es wiedergefunden — davon ein andermal. Heute, Verehrter! nur ein paar Worte über den Zwinger, wo wir den Abend vor meiner Abreise im traulichen Gespräch hin und her wandelten und, die sonst so herrliche, jetzt meist verhuzelte Orangerie, den sterilen Kiesboden, die alten Barrièrenbalken, die defecten Wasserbüten, die eingegangenen Kaskaden, die zerbröckelten Bildhauereien — ein trauriges Ensemble — betrachtend, uns wunderten, daß man einem sonst eben so schönen als jetzt der Verschönerung bedürftigen Orte letztere nicht angedeihen lasse.

Als ob ein guter Geist unser Gespräch belauscht hätte und dann hie und da eingefahren sey, für Hohes und Schönes zu begeistern — so habe ich den Zwinger wiedergefunden.

Du erinnerst Dich doch, daß, als ich im Sommer 1830, Dresden verließ, man gerade damit umging, den schicklichsten Ort zu dem Denkmal unsers verstorbenen, unvergeßlichen Königs zu wählen. Nachdem man nun, selbst unter fremdem Beirath, lange vergebens gesucht und den Palaisplatz am Leipziger Thore zu unregelmäßig, den Palaisgarten zu abgelegen und einzsam, den Neumarkt, der kolossalen Frauenkirche, den

Altmarkt, des auf ihn drückenden Kreuzthurmes wegen, zu verkleinernd, und noch so manchen andern Platz unpassend gefunden, fiel man endlich auf den Zwinger — und ich meine, man konnte nicht besser wählen.

Friedrich August war Gönner und Kenner der Wissenschaften und Künste — und — im Zwinger steht sein Denkmal, umgeben von königlichen Sammlungen für Beide. Eine gerade Straße vom nördlichen nach dem südlichen Portale theilte sonst den Zwinger in zwei gleiche Hälften. Jetzt ist jene Straße im Bogen geführt, so daß sie vom italienischen Dörfchen her nach dem Kupferstich-Kabinet zu abweicht und erst beim südlichen Portale wieder einlenkt. Dadurch ist nun im größern, nämlich westlichen Theile des Zwingers Raum gewonnen worden, groß genug für den schönen Zweck.

Der östliche, kleinere Theil, zwischen dem Kupferstich- und Mineralien-Kabinet, bildet in großen, mit englischem Gras besäeten und durch zwei Springsbrunnen belebten Rasenplätzen gleichsam nur den, absichtlich eintönigen und kahlen Vorgrund zu dem ungleich größern westlichen Theile vor und zwischen den Pavillons der mathematischen und Modellen-Sammlungen. Dort schattet nun ein wahrer heiliger Hain, gebildet von den kostbarsten exotischen Bäumen und Sträuchern, brüderlich verzweigt mit der vaterländischen Eiche, Buche, Birke, Platane &c. — Hier steht, in einem grandiosen Halbkreis, zwischen

von Thranenweiden umhangenen Springbrunnen, das Denkmal des unvergesslichen Friedrich August — welches hier von keinem architektonischen Kolosse verkleinert, gerade nur so viel imponirt, als der einst so herrliche Verein königlicher Würde und stiller Bescheidenheit in Friedrich August's Charakter zu heischen scheint.

Der Monarch war, wie bekannt, nicht bloß gründlicher Botaniker, sondern auch ein zärtlicher Vater für Florens bunte Kinder. Darum thürmen sich, ihm gleichsam noch huldigend, Berge von Blumen um das Piedestal seines Monumentes und, wie im Teplitzer Schloßgarten, ist jeder Gang, jedes Rasenbeet im ganzen Zwinger mit den schönsten Blumen eingesaet.

Unendlich erhöht den Reiz jenes heiligen Hains das ewige Plätschern der Kaskaden an der Südseite des Zwingers; denn diese sind, wie billig, von den zu Errichtung des Denkmals theils durch freiwillige Beiträge, theils durch ständische Bewilligung aufgebracht Summen wieder hergestellt worden, wozu es nur der ausbessernden Nachhilfe des Meißels und des Legens eiserner Röhren bedurfte.

Die nördliche Zwingerseite, nach dem italienischen Dörschen zu, sonst eine kahle Wand, gleich der Halbschied eines Niesen-Regelschubes, mit einem Portale, darauf Vasen wie Vogelnapfchen standen, wollte einst ein Träumer der Abendzeitung in ein Orangeriehaus mit Colonnaden verwandelt wissen, das im Winter zugleich einen tabakfreien Genußort für die elegante Welt geben sollte. Daß sich dieß herrlich gestaltet haben würde, ist keine Frage; doch dürfte es der Nachbarschaft des erwähnten heiligen Hains nicht eben ganz angemessen gewesen seyn. Vielleicht deshalb, vielleicht auch aus triftigen gärtnerischen Gründen hat man es in der Gegend des vormaligen Zimmerhofes erbaut, wo es nun die dortigen Spaziergänge verschönert und das ohnedem elende Schauspielhaus vollends schändet. Jene leere, Vorhaus-artige Zwingerwand aber ist in ein kolossales, mit hohen Akazien besetztes Eisengeländer verwandelt, wodurch zugleich dem Zwinger das Ansehen eines Hofes genommen und das eines Gartens gegeben ist, wohin nun auch das königliche Denkmal desto eher paßt.

Eine Art von Portikus, wie bei den Kaufhallen, bildet den Eingang durch das Geländer, und auf demselben prangt on medaillon die eiserne Büste des guten Königs Anton, unter dessen Regierung

und mit dessen Genehmigung seinem erhabenen Bruder das Denkmal im Zwinger gesetzt ward.

Um endlich dem kleinen Häuflein jener herrlichen Orangerie-Veteranen — von denen, sprach August's II. Geist bei ihnen ein, es heißen würde:

„Er zählte still die Häupter seiner Lieben
Und ach! es fehlte manch geliebtes Haupt —“

ihr jus quæsitum auf den Zwinger nicht ganz zu nehmen, sind die schönsten derselben auf sämmtliche erhöhte Fußwege unter den Bogensfenstern des ganzen Zwingers und auf die Rasenplätze der östlichen Seite vertheilt. Der Rest bildet einen neuen Orangeriegarten vor dem oben erwähnten neuen Orangeriehaufe.

So manchen Fremden habe ich seit meiner Heimkehr theils in den Zwinger geführt, theils dort beobachtet oder gesprochen, aber Alle, und mit ihnen die Mehrzahl der Bewohner Dresdens, sind der Meinung: daß das Denkmal eines Königs, der die Zurückgezogenheit geliebt, und, umgeben von überreichen Schätzen der Botanik und Gartenkunst, am glücklichsten sich gefühlt, in so einer Art von heiligem Hain viel ansprechender und für dankbare Erinnerung erwecklicher sey als ein Markt oder sonst ewig geräuschvoller öffentlicher Platz.

Dazu kommt noch, daß der jetzt so gartenmäßig mit einziger Berücksichtigung des königlichen Denkmals eingerichtete Zwinger nicht nur mit der Zeit immer schöner wird, sondern auch stets der Verschönerung fähig bleibt, während ein Marktplatz, wo kein Gräschen sprießt, keine Blume blüht, kein Baum schattet, ewig derselbe bleibt — ein gepflastertes Viereck, umgeben von großen und kleinen Häusern.

Daß die Nachwelt für ein Denkmal, das Tausende umwohnen und täglich umgehen, am Ende in der Regel so gleichgiltig werde als für einen Springbrunnen, oder sonst ein Zier- und Putzwerk der plastischen Kunst — wage ich kaum in Anschlag zu bringen; denn welcher Sackse könnte je erkalten in dankbarer Erinnerung Dessen, der durch eine fast 60jährige weise und gerechte Regierung sich selbst gesetzt hat ein Monumentum aere perennius et lapide!!

A. N.

Das Schicksal der Greise bei rohen Völkern.

Unter rohen Völkern gibt nur der gesunde, kräftige Mensch etwas. Je mehr ihm der volle Gebrauch seiner Glieder abgeht, desto mehr entzieht man ihm

die ihm gebührende Achtung. Darum werden schwächliche Kinder ausgefetzt, unheilbare Kranke verlassen, und gebrechliche Alte oft mit ihrem Willen getödtet, oder sie bringen sich selbst um's Leben. Bei unsern uralten Vorfahren stürzten sie sich, in Westgothland, von einem hohen Felsen hinab.

Als einst in Island, eben als das Christenthum daselbst eingedrungen war, große Hungernoth herrschte, beschloß das ganze Volk, die Greise, die Lahmen und Siechen verhungern zu lassen, und nur dem schon wohlthätig wirkenden Christenthume verdankten sie es, daß der Beschluß nicht ausgeführt wurde. — Schon hat aber solches Beginnen in früherer Zeit mehr als ein Mal Statt gefunden. Die Herruler, ein altdentscher Volksstamm, ließen ihre Greise und Kranken durch einen Fremden umbringen. Das Sprichwort: „Duck unter, die Welt ist Dir gram!“ scheint in Norddeutschland durch die Sitte aufkommen zu seyn, bejahrte Leute zu ertränken oder lebendig zu begraben.

Die nordfriesische Chronik erzählt, daß die Tataren 1307 ein altes Weib, welches ihnen nicht mehr folgen konnte, auf dem Kirchhofe lebendig begraben hätten, welches in den wendischen Ländern weiland ein ehrlicher und löblicher Gebrauch gewesen sey. Andere Quellen versichern, daß ein wendischer Volksstamm Alle, welche nicht mehr zum Kriege und zur Arbeit getaugt hätten, ertödteten, darnach kochten und aßen; die Alten „hätten lieber selbst sterben wollen als daß sie in ihrem schweren, betrübten Alter länger leben sollen“. Besonders im Lüneburger Lande habe sich dieß lange erhalten.

Die Wilzen, ein wendischer Stamm, rühmten sich, es sey besser, die Aeltern selbst zu essen, als sie den Wärmern zur Speise zu lassen.

Bei den alten Preußen erschlug der Sohn die alten, schwachen Aeltern; blinde, schielende, verwachsene Kinder wurden vom Vater getödtet; lahme, blinde Knechte hing man an Bäume auf, die mit Gewalt herabgebogen wurden, und welche man dann emporschnelles ließ.

Auch bei den alten italienischen Völkern muß solche Sitte geherrscht haben. Alte von 60 Jahren hießen bei den Römern häufig *deponiani*, weil sie von der Brücke herabgestürzt wurden, im Wasser umzukommen. Während einer Theuerung sollen sie so ihren Tod in der Tiber gefunden haben. — Bei Cicero

kommt ebenfalls in der Rede *pro Sext. Roscio Amerino*, c. 35, eine Anspielung auf diese grausame Sitte vor. Er spricht von einem Manne, dem man alle mögliche Mordthaten Schuld gegeben hat. „Ich muß nun auch noch anführen, — schließt er — wie derselbe einen noch nicht sechzigjährigen Mann, gegen die Sitte der Vorfahren, von der Brücke in die Tiber hinabstürzte.“

Mit dem Christenthume kam die barbarische Sitte unter den germanischen Völkerschaften gänzlich ab. Indessen ein Gebrauch erinnert doch auch noch daran, der auf dem Lande herrscht: die Alten treten ihr Gut ab an die Kinder und behalten sich nur einen Auszug vor; sie lassen sich „auf den alten Theil setzen“, statt sich, wie der alte Germane, vom Felsen zu stürzen, behalten sie sich ein Stübchen und die nothdürftigen Bedürfnisse vor. Auch diese Sitte geht in's graue Alterthum zurück und es finden sich schon im 12ten oder 13ten Jahrhundert Klagen über ungerathene Kinder, die den so bei Lebzeiten beerbten Vater auf jede Art kränken und vernachlässigen. So erzählt ein Dichter von einem solchen:

„Der Alte muß sich schmiegen;
Auf der Erde, unter ein Stiegen,
Ward ihm ein Bettlein gestreut!“

* r.

Die heilige Barbara auf der Dresdener Galerie.

S o n n e t.

Ein Sonnenstrahl aus ewig reinen Sphären
Erweckte Dich, der Künste schönste Blüthe!
Im Himmelsglanze überird'scher Güte
Der Liebe Blut in frommer Brust zu nähren.
Jungfräulich Bild! wer wollte Dich begehren!
Du zeigst Dich nur dem innigsten Gemüthe.
Kein sterblich Herz für solche Reize glühte,
Wo Lieb' und Unschuld ewig sich verklären.
Doch wenn vor Dir in Demuth sich verneiget
Die Erdenschwester an Gemüth und Geist,
Entführt es mich in sel'ge Regionen,
Die selbst Dein Blick mir niemals noch gezeigt;
Denn was nur jenseit Deine Form verheißt,
Seh' ich, mir nah, auf dieser Erde wohnen,
E. v. S — ja.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz: Nachrichten.

Aus Hamburg.

(Fortsetzung.)

Madame Höffert entwickelte in diesen beiden Partien so viele gute Eigenschaften, zeigte so viel Einsicht, verständige Mäßigung und so viel richtiges Gefühl, daß wir sie in jedem Falle als einen Gewinn für unsere Bühne würden angesehen haben, wenn sie in diesem, fast ganz verwaisten Rollenfache angestellt worden wäre; doch erschien sie, nachdem sie als Johanna Land gerufen worden war, nicht mehr, und die Hoffnung, endlich einmal eine Lücke einigermaßen ausgefüllt zu sehen, verschwand wieder. Wir wissen nicht, ob ihre Forderungen vielleicht zu hoch gewesen; können es jedoch kaum denken. Ein Gerücht sagt, sie sei für unser Volkstheater, welches im Sommer seine Vorstellungen einzustellen pflegt, gewonnen worden.

Herr Eduard Devrient, vom königl. Theater zu Berlin, ein Bruder unsers Devrient und Neffe des berühmten, begann sein Gastspiel mit dem Figaro im „Barbier von Sevilla“, und gab dann auch den Orest in „Iphigenia in Tauris“, Don Juan und Figaro in „Figaro's Hochzeit“. Die Stimme dieses Sängers, eine Art von Bariton, umfaßt wenig angenehme Töne, hat jedoch ziemlich viel Kraft, weniger Geschmeidigkeit. Die Gesangfertigkeit des Hrn. Devrient ist in keinem Falle ausgezeichnet, doch reicht sie aus und wird durch passendes, durchdachtes Spiel sehr gehoben. Sein Figaro gehört zu den besseren, die wir gesehen, und sein Orest (eine sehr schwierige Aufgabe) hatte viele gelungene Momente, doch überschrie sich Hr. D. in den meisten Scenen, welches, da seine Stimme ohnehin oft rauh und hart klingt, den guten Eindruck sehr schwächen mußte. Sein Don Juan, wenn auch nicht von der poetischen Seite aufgefaßt, genügte doch im Spiel wie im Gesange billigen Anforderungen, würde auch sicher mehr gefallen haben, wenn diese Vorstellung nicht fast in jeder Hinsicht so unglücklich ausgefallen wäre, nämlich Donna Elvira war total heiser, Donna Anna sehr mittelmäßig im Spiel wie im Gesange, des Comthur's Stimme reichte nicht aus, Zerline intonirte unrein, wie gewöhnlich, der Masetto, dem in vielen Gesangstücken der Grundbaß zugeheilt ist, wurde von einem Tenoristen gesungen. Nur Albert (Oratio) und Reithmeyer (Veporello) genügte in ihren Partien. Es hat überhaupt fast immer ein besonderer Unstern über diesem Meisterwerke Mozarts, welches hier zu den beliebtesten und besuchtesten Opern gehört, gewaltet. Schon Schröder versündigte sich schwer an dem Stücke, als er Episoden hineinlegte, die nicht dazu passen, als er ungehörige Veränderungen damit vornahm, welche jezt, Gott Lob! größtentheils beseitigt sind. Doch ohne Radikalkur wird das Ganze nie in seiner Würde hinstellen seyn. — Die Musikstücke, welche jezt wahrhaft chaotisch durcheinander stehen, müssen geordnet, und der Text, die Dialoge nämlich, von verständiger Hand neu bearbeitet werden; noch besser wäre es, die Recitative zu benutzen, die jedoch, so viel wir wissen, noch nie verbessert worden. Geschähe dieses, so würde sich ja das Ganze von selbst ordnen. Wollte die Direction dann noch ein Uebrigcs thun, so könnte sie ja die Oper durchgängig mit neuen Decorationen zum Vergnügen des schaulustigen Publikums ausschmücken, und wir sind gewiß, daß sich Mühe und Kosten gut verinter-

essiren würden, wie dieses die restaurirte „Zauberflöte“, der „Titus“ und „die Entführung aus dem Serail“ bewiesen haben. Cornet oder Devrient würden dann zum Don Juan, Mad. Cornet oder Dem. Schröder zur Elvira, Woltereck zum Comthur, Gloy zum Masetto und Mad. Devrient zur Zerline passen. Für die Donna Anna würde dann natürlich durch die neu anzustellende Prima-Donna gesorgt werden, da nun wirklich Mad. Kraus-Branitzky unsere Bühne auf immer verlassen hat. Sie hat, um uns den Abschied recht schwer zu machen, noch in der neu einsudirten Gluckschen Oper: „Iphigenia in Tauris“, die Hauptrolle mit einer Virtuosität gesungen, die nicht viel ihres Gleichen haben möchte. Die Stimme dieser Sängerin gehört in Hinsicht des Klanges nicht zu den schönsten, die wir kennen, sie hat viel Schärfe und die Höhe ist nicht ausgezeichnet; dagegen aber besitzt sie eine Kraft und Ausdauer, die Bewunderung erregt, und eine Kunstfertigkeit, die wir bei wenigen Sängerinnen gefunden haben. Mad. K. trägt jede Musik in dem ihr eigenthümlichen Charakter und dabei vollendet vor; ihre Verzierungen sind geschmackvoll und passend gewählt und werden nur an den gehörigen Stellen angebracht; ihre ausgezeichneten musikalischen Kenntnisse lassen sie immer neu und interessant erscheinen. Sie ist besonders groß in heroischen Partien und tragischen Charakteren, daher ihre Julia, Rezia, Amazily, Jessonda, Vitellia, Donna Anna, Constanze, Iphigenia, Semiramis, Desdemona, Amenaide, Sophie und Kunigunde nichts zu wünschen übrig lassen. Ihr sagt die Großartigkeit Gluckscher, Mozartscher und Spontinischer Tondichtungen eben so zu, wie das Ländelnde und die vielen Ausschmückungen, welche den Rossinischen Partien eigen zu seyn pflegen, und jeder Composition geschieht ihr volles Recht. Dabei leistet sie im Spiel, wenn man einige nicht angenehme Armbewegungen übersieht, nicht weniger als andere große Sängerinnen, wenn sie auch im dramatischen Vortrage der Madame Schröder-Devrient nicht gleich kommt, die dagegen ihr wieder in Ausdauer und Fertigkeit im Gesange nachsieht. Alte, bewährte Musikkenner, welche Gelegenheit gehabt, die ersten Sängerinnen deutscher, italienischer und französischer Bühnen kennen zu lernen, haben uns versichert, Mad. K. stände in Hinsicht der Kunstbildung gegen keine derselben zurück. Solches Urtheil aber hat sicher mehr Gewicht als das neidische Gebell einiger unverständigen Kritiker, welche bei Gelegenheit des unangenehmen Vorfalles bei der Darstellung des „Faust“ das Publikum aufzuregen suchten und nun diese brave Sängerin von unserer Bühne verschucht haben, ohne uns dafür irgend einen Ersatz bieten zu können, und über deren lächerliches Treiben wir noch ferner reden werden. Was sich mit Grund an dem Gesange der Mad. K. aussetzen läßt, ist, daß sie bisweilen die Worte des Textes nicht deutlich hören läßt; allerdings ein Uebelstand, der jedoch von so vielen Vorzügen aufgewogen wird. Mad. K. hat, gleich nachdem sie in ihrer letzten Rolle, Constanze, vom Publikum Abschied genommen, an dem Abend zweimal gerufen und schnell darauf abgereist war, für gut befunden, eine Broschüre erscheinen zu lassen, worin sie die Ursachen, welche ihre Weigerung, die Kunigunde im „Faust“ zu singen, bedingten, erläutert. Sie klagt darin besonders die Direction an, doch, wie uns dünkt, mit Unrecht.

(Die Fortsetzung folgt.)